



# Unterhaltungsblatt

## Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur  
**Chorner Ostdeutschen Zeitung**  
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

1901. \* № 25.

### Ams Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frau Mauscher, die einen Blick aus dem Fenster geworfen hatte, fuhr zusammen.

„Jesses — eine Equipage kommt! — Mit ein' einzelnen Herrn drin. — Ist er das, Eberl?“

Die Tochter spähte zwischen den Topfgewächsen hindurch, die auf dem Fenster standen, hinab.

„Ja, das ist er. Sieh acht, Mutter, daß er dich von unten nur nicht sieht.“

Die alte Frau hörte die Warnung in ihrer Aufregung gar nicht. „Herrgott — die Pferd'! — Der Wagen! — Und der Kutscher auf dem Bock! — Gar Livree hat er an. — Und er selber schaut aus wie ein Graf. Jesses, jetzt steigt er aus!“

Sie wollte nach der Thür laufen, um sofort öffnen zu können, wenn Hohenberger heraufkam. Eva aber hielt sie zurück.

„Laß nur, Mutter! Er soll ruhig klingeln wie ein anderer Mensch. Und dann geh' ich selber aufmachen. Die Fanny würde sich ja doch um keinen Preis aus ihrer Küche rühren. Und daß du aufmachst, paßt sich nicht.“

Die alte Frau ließ sich in einen Stuhl fallen und saß mit zitternden Händen da. Der Vater hatte seine Wanderungen durch das Zimmer eingestellt und stand aufrecht, in militärischer Haltung neben dem Tische, die Hand leicht auf die Platte gestützt. Eva hatte ihr Buch aus der Hand gelegt und sah erwartungsvoll nach der Thür. Da schrillte draußen die Klingel. Eva stand auf und ging langsam hinaus, öffnen.

Herr Rudi Hohenberger, auf das eleganteste gekleidet, einen wundervollen Rosenstrauß in der Hand, begrüßte sein Bräutchen mit jugendlicher Lebhaftigkeit.

„Meine süße Evi! — Endlich sind wir am Ziel! Endlich!“

Eva hatte, als er sie stürmisch küßte, das unangenehme Gefühl, daß Fanny sie durch eine Ritze in der Küchenthür mit finsternen Blicken beobachtete. Sie schüttelte die Empfindung aber trotzig ab und sagte enthusiastischer, als sie es sonst vielleicht gethan hätte: „Die wunderschönen Rosen! Ich

dank' dir, Rudi. Und jetzt komm zu den Eltern.“

Sie bemerkte einen suchenden Blick, den Hohenberger um sich warf, und lachte auf. „Du verwöhnter Mensch, du! Kannst deinen Ueberzieher ohne Diener gar nicht ausziehen? Na, ich helf' dir. Du hast dir eben ein armes Mädel aus' sucht.“

„Aber Evi . . . ich kann wirklich allein . . .“

„Pst! Das ist bei uns kleinen Leuten Haus-tochtertsache. Das darf sie sich nicht nehmen lassen.“

Als der Freier in das Zimmer trat, in dem ihn die Brauteltern erwarteten, grüßte er mit einer eleganten Verbeugung. Mauscher verneigte sich ein wenig steif, aber nicht ohne Würde; seine Frau machte einen tiefen Knicks, der ihr einen mahnenden Blick aus den Augen

der emporzuschnelles. — Als diese Formalität vollzogen war, und man sich gesetzt hatte, flog ein ziemlich langer „Engel“ durch das Zimmer. Es war, als läge zwischen diesem eleganten, geschneigelten Herrn mit dem Bande des Franz Josephs-Ordens im Knopfloch des Halbrucks und dem altertümlich gefaßten Brillanten in der Hemdbrust und dem schlichten kleinstädtischen Ehepaar eine Luft, die unsichtbar war, aber weit genug, um ein Gespräch über sie hinweg zu erschweren.

Endlich räusperte sich Hohenberger hinter der rechten Hand, von der er den Handschuh gezogen hatte, so daß man den Solitär am kleinen Finger blitzen sah, und begann: „Bei den besonderen Umständen, die — hm — vorgelegen haben, mußte ich es leider meiner — hm — Ihrer Fräulein Tochter überlassen, Sie, Herr Mauscher, — er verneigte sich leicht gegen den Hausherrn — „und Sie, verehrte gnädige Frau,“ — eine zweite Verneigung vor der Hausfrau — „in — hm — meine Absichten einzuweihen. Sie kennen diese Pläne. Sie, Herr Mauscher, kennen als ein — hm — sehr geschätzter, langjähriger Beamter unserer Anstalt auch meine Verhältnisse. Ich kann mir also alle Um-schweife ersparen und brauche nur kurz zu sagen: Herr Mauscher, verehrte gnädige Frau — ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter Eva.“

Es entstand wieder eine kleine Pause. Frau Mauscher sah ihrem Manne ängstlich nach den Augen. Er war so sonderbar gewesen den ganzen Morgen. Wenn er nur nicht alles verdarb!

Sie atmete ordentlich auf, als Mauscher zu sprechen begann. Er hatte zwar immer eine etwas rauhe Stimme, als säße ihm etwas in der Kehle, aber er sprach sehr ruhig und höflich: „Herr von — Herr Hohenberger, wenn ein Mann in Ihrer Stellung zu einem in der meinigen kommt und um seine Tochter wirbt, so erweist er ihm damit unter allen Umständen eine Ehr'. Ich erkenn' diese Ehr' dankbar an und will gleich jetzt erklären, daß ich sie auch annehme. Sie könnten sonst bei dem, was ich sagen muß, meinen, daß Ihnen ein Korb bevorsteht.“

Hohenberger machte ein langes Gesicht und rückte unmerklich auf seinem Stuhle. Was sollte da kommen? Er hätte gern etwas ge-



Karl Maria v. Weber. (S. 196)

der Tochter eintrug. Darüber wurde sie so verwirrt, daß sie sich niedersetzte, um gleich darauf, über den Verstoß, sich gesetzt zu haben, während Eva den noblen Freier vorstellte, wie-



sagt, aber gegenüber dem ruhigen, festen Blick dieses altväterischen Mannes, der, wie aus einem alten Kupferstich herabgestiegen, vor ihm saß, hatte er das Gefühl, daß es geraten sei, zu schweigen.

Vater Kauscher hatte so tief Atem geholt, daß das steife Hemd über seiner breiten Brust knackte. Nun rebete er weiter: „Ich hab's mein Lebtag in allen Dingen mit der Ehrlichkeit g'halten und in so wichtigen am meisten. Ich fühl' mich also verpflichtet, dazuzusetzen: Ich nehm' diese Ehr' an, weil ich muß. — Nicht weil ich gegen Sie was hätt', Herr von — Herr Hohenberger. Gott behüt'! Aber, wie Sie ja wissen, die Eva war verlobt. Und wenn da ein Erzherzog vom Haus Oesterreich zu mir gekommen wär' und hätt' g'sagt: „Kauscher, deine Tochter schick' ihren Bräutigam weg und ich heirat's, gib dein' Segen dazu,“ so hätt' ich halt nix anderes sagen können, als was ich Ihnen g'sagt hab': „Es is mir eine große Ehr', Kaiserliche Hoheit, und ich nehm' die Ehr' an, aber nur, weil ich muß. Weil ich mein Kind nicht zwingen kann, ihrem Bräutigam, dem sie einmal vor Gott und Menschen die Treu' versprochen hat, die Treu'

auch zu halten.“ — Ich weiß nit, ob Sie sich da hineindenken können, Herr Hohenberger. In Ihren Kreisen denkt man da anders, ich weiß. Da sind d' Leut' oft schon verheirat' und lassen sich wieder scheiden, weil er oder sie was anderes an'bandelt hat. Bei uns kleinen Leuten aber ist die Eh' noch ein Heiligtum und eine Verlobung beinah' so gut wie eine Trauung. Und warum — na, das hab' ich ja schon g'sagt. — So und jetzt nichts für ungut, Herr Hohenberger. Ich hab' davon reden müssen, damit keine Unklarheit ist zwischen uns.“

Hohenberger war trotz seiner Leichtlebigkeit im Kern kein schlechter Mensch. Solche Festigkeit der Grundsätze, noch mehr der schlichte gehaltene Ton, in dem Kauscher gesprochen hatte, imponierte ihm. Er erhob sich, trat auf Kauscher zu und schüttelte ihm die Hände.

„Ich verstehe, was in Ihnen vorgeht, Herr Kauscher. Ich kann's Ihnen nachfühlen. Der gerade Weg ist es ja nicht, der mich zu meiner Eva — jetzt nach Ihrer Zustimmung, für die ich Ihnen innig danke, darf ich ja so sagen — der mich also zu meiner Eva geführt hat. Aber mein Gott — es geht eben nicht alles

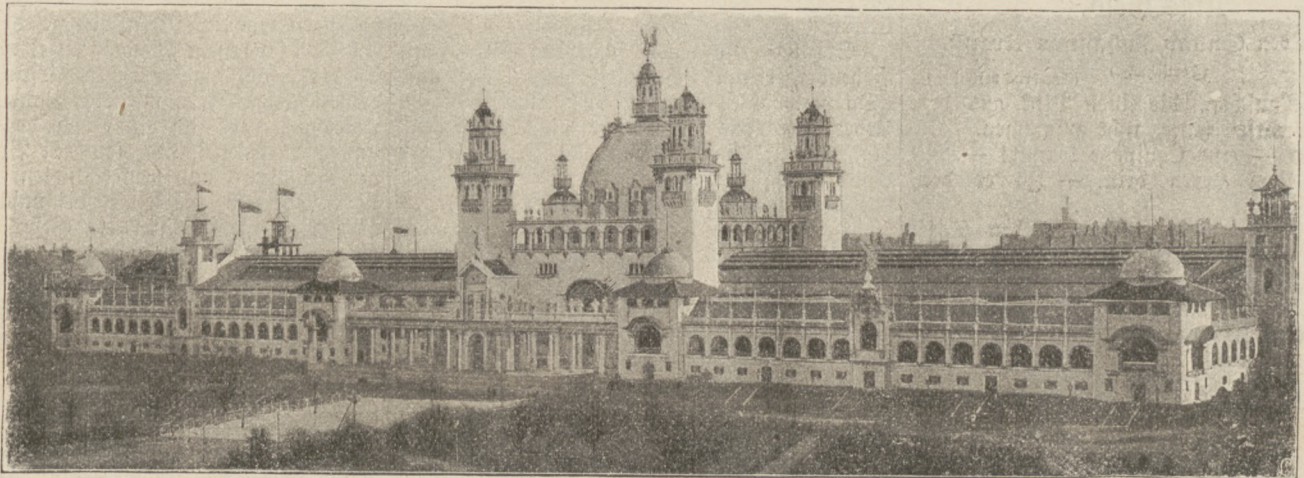
so glatt und gerade in der Welt. Nochmals, ich danke Ihnen, lieber Herr Kauscher. Hoffentlich werden wir noch recht gute Freunde werden.“

Dann wandte er sich mit einer zierlichen Schwenkung zu der Hausfrau. „Und Sie, verehrte Frau — Ihnen darf ich doch ohne weiteres danken. In einem so patriarchalischen Hause, das so rührend an der guten alten Sitte hängt, ist ja vorauszusehen, daß der Mann zu dem, was er thut und sagt, die Zustimmung seiner Gefährtin hat.“

Die gute Frau erschrak nicht wenig, als der feine Herr ihr nach diesen Worten galant die Hand küßte. In ihrer Aufregung brachte sie kaum über die Lippen, was sie sagen wollte: „Freilich, freilich, Herr v. Hohenberger! — Machen S' mir mein Euerl nur glücklich.“

Nun hielt es Hohenberger, dem es des Ernstes und der Rührung zu viel wurde, für geraten, einen heiteren Ton anzuschlagen.

„Unbesorgt, Frau Mama! Ich kann ja gar nicht anders, als die Eva glücklich machen, soweit das eben in meiner Macht steht. Wenn einer den anderen unglücklich machen sollte, so würde die Evi es mit mir thun. Denn sie ist



Das Hauptgebäude der internationalen Ausstellung in Glasgow. (S. 196)

die Stärkere von uns beiden, das weiß ich jetzt schon.“

Der Scherz barg einen bitteren Kern. Eine bedauernde Erinnerung an die verlorene Junggesellenfreiheit lag darin, um die die stärkere Eva Herrn Hohenberger gebracht hatte. Aber das hörte niemand heraus als die glückliche Braut selbst, und die hütete sich, ihr Verständnis zu verraten. Sie lächelte ihrem Verlobten vielmehr liebevoll zu.

Zu Frau Kauschers heimlicher Befriedigung gab Hohenberger seiner Braut jetzt einen tüchtigen Verlobungskuß. Es war doch kein so großer Unterschied zwischen ihm und einem gewöhnlichen Menschen. Der Segen der Eltern wurde auch ganz in der üblichen Weise eingeholt, dann küßte Eva Vater und Mutter — kurz, alles ging ganz richtig und bürgerlich zu.

Dann freilich kam das Außergewöhnliche. Mit den harmlosen Worten: „Nun wollen wir aber schau'n, Evi, ob dir das Ringel paßt, das ich für dich ausg'fucht hab'“, brachte Hohenberger ein kleines Etui von gepreßtem Leder hervor. Als er es aufschnappen ließ, schrie Frau Kauscher auf, und selbst Eva konnte bei dem Anblick des kostbaren Brillantringes einen leisen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

Hohenberger schob Eva den Ring an den Finger und küßte galant die so kostbar geschmückte Hand. Dann griff er in die andere Tasche und zog ein zweites Etui heraus, bedeutend größer als das erste und von flacher Form, das er Eva schmunzelnd überreichte.

„Dein Brautgeschenk, Herz. Wird sich um das schöne Halsperl gut ausnehmen, glaub' ich.“

Fast zaghaft drückte Eva auf die Feder. Der Deckel sprang empor, und auf weißem Atlas zeigte sich ein Halsband aus Perlen von seltener Größe und Schönheit.

„Aber Herr v. Hohenberger!“ rief die Mutter ganz außer sich, „das is ja . . .“

„. . . wunderschön!“ schnitt ihr die Tochter das Wort ab. „Ich danke dir vielmals, Mudi.“

Hohenberger überließ nun die Frauen der Bewunderung seiner Geschenke und wandte sich an Kauscher, der immer noch ernst und schweigsam da stand.

„Sie haben doch nichts dagegen, Herr Kauscher, wenn wir die Heirat möglichst beschleunigen, nicht wahr? Ich dachte mir Mitte Juli. Natürlich nur, wenn Sie einverstanden sind. Es ist dann die beste Reisezeit für den Norden. Nach Schweden und Norwegen möchte ich nämlich die Hochzeitsreise machen. Italien ist schon zu allgemein gebräuchlich.“

„Ich bin einverstanden mit der halbigen Hochzeit, Herr Hohenberger,“ antwortete Kauscher und sah dann seine Frau an. „Du?“

„Aber freilich,“ antwortete die Mutter ein wenig unbedacht, „der Eva ihre Ausstattung is ja beinah' fertig . . .“

Sie bemerkte zu spät, welchen Verstoß sie begangen hatte, verstummte plötzlich und wurde blutrot. Der Schwiegersohn half ihr über die Verlegenheit weg, indem er that, als ob er ihre letzten Worte überhört hätte.

„Da ich durch diese Hast die Damen mit der Fertigstellung des Trousseaus ins Gedränge bringe,“ sagte er, „werde ich mir erlauben, das zu besorgen. Die Wäsche und so weiter lassen wir einfach von einem großen Konfektionshause zusammenstellen, und die Kleider liefert uns das Atelier in dieser Zeit schon.“

Das wurde natürlich angenommen. Kauscher konnte freilich kaum verbergen, daß es ihm peinlich war, seine Tochter von ihrem künftigen Gatten ausstatten zu lassen. Aber was hätte die Frau des vielfachen Millionärs mit der Ausstattung anfangen sollen, die ihr elterliches Haus erschwingen konnte? Jedes der Stubenmädchen, die sie sich halten würde, besaß mindestens ebenso feine Sachen. Seine Frau dagegen, in der der zweifache Egoismus der sparsamen Hausfrau und der fürsorglichen Mutter lebendig war, begrüßte das Anerbieten Hohenbergers mit innerer Befriedigung. Auf diese Weise blieben die vorbereiteten Dinge für Fanny, die ja nun mit Gottes Hilfe auch bald an die Reihe kam.

Das Gespräch geriet nun ins Stocken. Die Hauptsachen waren erledigt, und für ein harmloses Blaudern lag zu viel Beinliches in der Luft. Auch waren die Leuten allesamt in ihrer neuen Lage noch nicht recht zu Hause. Herr und Frau Kauscher wußten nicht recht, was sie mit dem vornehmen Gaste anfangen sollten, und Hohenberger fühlte sich in seiner neuen Rolle als Bräutigam und halbiger Ehemann wie der Frosch in der Botanisierröhrchen.



wohl er seine innere Unsicherheit durch sehr viel äußere Gewandtheit zu verdecken verstand.

Er brach bald auf. Das war zwar nicht nach dem Sinn der Hausfrau, aber Hohenberger lehnte Frau Kaufschers schüchtern vorgebrachte Einladung, zum Mittagessen zu bleiben und für Lieb zu nehmen, wie ein einfaches Bürgerhaus ihn bewirten konnte, in sehr verbindlicher Weise ab.

„Ein andermal, verehrte Frau! Heute sind wir alle ein wenig aufgeregter. Es würde nicht so gemächlich sein, wie wir es uns wünschen. Heute abend ginge es schon eher. Da hat sich jeder schon ein wenig beruhigt.“

„Na, dann kommen S' halt zum Nachtmahl,“ meinte Frau Kaufscher ertrüt.

„Um keinen Preis!“ rief Hohenberger pathetisch. „Ich kenn' die deutsche Hausfrau. Sie würden sich die unglaublichste Arbeit machen, Frau Mama. Da hätt' ich einen anderen Vorschlag. Wir feiern unser kleines Verlobungsfest einfach bei Sacher. Dort sind wir in einem Extrazimmer genau so gemächlich unter uns wie zu Hause, und Sie haben keine Mühe und Plage davon. Sie bringen Ihre anderen Kinder natürlich mit, denn ich brenne darauf, die jungen Herrschaften kennen zu lernen.“

Frau Kaufscher sah unsicher nach ihrem Manne: „Was meinst du, Christian?“

„Ich sag' ja,“ antwortete der Vater ruhig. „Wir nehmen von unserem zukünftigen Schwiegerjohn so viel an, daß es kindisch wär', wollten wir uns darauf versteifen, daß das Verlobungsmahl bei uns ist.“

„Bravo, Herr Papa!“ sagte Hohenberger fortdial. „Das heißt — das Bravo gilt nur ihrer Zusage, nicht dem säuerlichen Anhängsel. Na — heut abend werden S' schon lustiger sein. Uebrigens muß ich Ihnen was beichten. Sie hätten mich schön in die Tinten gesetzt mit einer Absage. Ich hab' nämlich das Zimmer beim Sacher schon bestellt. Und auch einen Gast eingeladen, einen einzigen. Naten S', wen?“

Er hatte absichtlich recht wienerisch gesprochen, um auf das Gemüt des grauen Trozkopfs zu wirken, der sich noch immer nicht damit abfinden konnte, daß seine Tochter ein so unverschämtes Glück machte.

„Wie kann ich das erraten?“ fragte Kaufscher.

„Sie kennen ihn ganz gut . . . Ihr Direktor ist's.“

Er sah belustigt in die verblüfften Gesichter des Ehepaars. Romisches Volk, diese Beamten! Die Leute hatten ihre Tochter soeben mit einem Verwaltungsrat der Anstalt, an der der Mann diente, verlobt und fürchteten sich dabei beinahe davor, mit dem Herrn Direktor an einem Tisch zu sitzen.

„Es hat sich so getroffen, daß ich ihn hab' einladen müssen,“ sagte er erläuternd. „Also auf Wiedersehen heut abend. Um acht Uhr komm' ich die Herrschaften abholen.“



Burenkommandant Krühinger. (S. 196)

14.

Als Hohenberger fort war, stürzte Frau Kaufscher sofort in die Küche und holte Fanny herein.

„Schau dir nur den Schmuck an, Fannerl, den er der Eva 'bracht hat. — Und ein so

viel lieber Herr is er. Und alles schafft er ihr an, versteht sich, in die ersten M'liehs. Und heut abend essen wir alle miteinander beim Sacher, du und der Karl müßt's auch mitkommen und die Katherl auch.“

Fanny hatte trotz ihres Vorsatzes, Evas neuen Zukünftigen samt allem, was von ihm komme, zu ignorieren, das prachtvolle Perlenhalsband mit großen Augen angestaunt und dazwischen manchen schrägen Blick nach Evas linker Hand gefandt, an der der Brillantring seine feurigen Lichter warf. Jetzt aber fuhr sie auf.

„Ich geh' nicht!“

„Du mußt, Fannerl!“ sagte die Mutter eindringlich. „Er hat ausdrücklich g'sagt, daß wir alle kommen müssen. Und dann . . . dem Vater sein Herr Direktor wird auch da sein.“

Die wunderliche Erscheinung, die Hohenberger zuvor an den Eltern erheitert hatte, zeigte sich jetzt auch an der Tochter. Fanny wagte kein Wort des Widerspruchs mehr, als sie hörte, daß sogar der Herr Direktor da sein würde.

Karl, der bald darauf nach Hause kam, war schon schwerer zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Die wertvollen Geschenke des „Alten“, wie er im trostigen Bewußtsein der eigenen zwanzig Jahre hartnäckig sagte, nannte er einen „Schmarren“, der höchstens einem „spazeköpfigen Frauenzimmer“ den Kopf verdrehen könne, so daß es dafür die größten Schlichkeiten begehre. Von seiner Beteiligung an dem Feste könne gar nicht die Rede sein, und wenn zehnmal der Direktor da wäre.

Die betrübte Mutter, die alle ihre Ueberredungskunst zu Schanden werden sah, mußte sich endlich bei ihrem Manne Unterstützung holen.

Vater Kaufscher sprach dann auch sein Machtwort. „Du kommst mit und wirst dich höflich benehmen, basta!“

Zum Mittagessen wurde Katherl wieder aus dem Eril berufen. Frau Leuchhardt konnte sich's trotz aller Scheu, die sie davor hatte, die Nachbarin zu besuchen, während der Mann zu Hause war, doch nicht versagen, mit herüberzukommen, um zu hören, wie sich der noble Herr betragen habe. Die Equipage mit dem livrierten Kutscher auf dem Vock hatte sie natürlich von ihrem Fenster aus bewundert. Der Anblick des Geschmeides ließ sie förmlich zur Salzsäule erstarren. „Jesses na!“ rief sie ein über das andere Mal. „Coerl . . . Fräulein Eva! So was hab' ich doch mein Lebtag nit g'fehnt. Dö Perlen! So ein Glück!“

Karl hatte der schwaghastigen Alten mit sichtlichem Verdruss zugehört. Nun sagte er scharf: „Auch diese Perlen bedeuten Thränen, Frau Leuchhardt. Die Thränen meint jetzt ein armer Kerl, dem die Eva sehr schlimm mitgespielt hat für dieses Halsband da.“

Frau Leuchhardt machte beinahe einen thätlichen Angriff auf den jungen Mann, so entriistet war sie über diese Rede. „Aber Herr Karl . . . ich versteh' Ihnen gar nit! Hätt' die Eva . . . gönnen S' denn Ihrer bluteigenen Schwester ihr Glück net? Der Neumeier wär' doch der elendeste Mensch g'wesen, wenn er da nit z'rücktreten wär'.“

Frau Kaufscher zog die Aufgeregte schnell in ein angelegentliches Gespräch über Evas „Trousseau“, den der Bräutigam besorgen wollte, und verhäutete dadurch, daß die lebhafteste Alte den Funken ins Pulverfaß spielte. Vater und Sohn sahen sich bedeutungsvoll an.

„Volkes Stimme, Gottes Stimme!“ murmelte Karl mit bitterem Lächeln.

Der Vater antwortete halbblau: „Merkst du schon, daß du ziemlich allein stehst mit deinen Ansichten? Da hilft nichts, mein Lieber.

Man muß still halten und sich sein Teil denken. Die Welt ändern kann man nit. Wenn man's probiert, macht man sich nur Feinde.“

Da klingelte es draußen. Man hörte Fanny, die in die Küche gegangen war, etwas fragen und eine weibliche Stimme antworten, dann klopfte es.

„Herein!“ rief Herr Kaufscher. Eine fremde junge Dame trat ein. Sie war äußerst chic, nur ein wenig zu bunt gekleidet. Der Hut, der kühn auf dem künstlich verwirrten Haare saß, schien aus einem der hängenden Gärten der Semiramis gemacht zu sein, so viel Blumen gab es darauf.

Die Dame verneigte sich zierlich und fragte nach Fräulein Eva Kaufscher.

„Die bin ich,“ sagte Eva.

„Das hätte ich mir denken können,“ antwortete die Fremde verbindlich. „Nach der Schilderung, die mir Herr v. Hohenberger von der Figur des gnädigen Fräuleins gemacht hat. Ich bin Direktrice im Atelier der Madame Jacquemar am Graben und bringe eine Auswahl von Soireetoiletten. Den Brief hier soll ich abgeben.“

In den Augen der beiden alten Frauen funkelte eine so heiße Neugier, daß Eva den Brief sofort vorlas. Sie las halbblau, damit nur die neugierig Herangebrängten sie verstanden, die Fremde aber und die feindselig darschauenden Männer nicht.

„Mein süßes Coerl! Mir fällt gerade ein, daß Du vielleicht kein Kleid hast, zu dem das Halsband paßt. Ich möchte aber durchaus, daß Du es heute abend schon trägst. Ich schicke Dir daher eine Auswahl von Toiletten. Suche Dir aus, was Dir am besten zusagt. Dein Rudi.“

Frau Kaufscher und Frau Leuchhardt sahen sich mit verzückten Augen an. „Wie lieb er schreibt!“

„Da sieht man, was ein wirklich nobler Mann is!“

Während der Vorlesung hatte die Direktrice einem Jungen, der sehr viel goldene Treppen auf Jacke und Mütze hatte, die großen Kartons, mit denen er sich zur Thür hereinschob, abgenommen. Die alten Frauen begleiteten die Eröffnung der einzelnen Schachteln mit immer neuen Ausrufen des Entzückens, während Eva die Gewänder mit vieler äußerer Ruhe prüfte. Nur die glänzenden Augen verrieten ihre innere Aufregung.

Die beiden Männer hatten der Scene den Rücken gekehrt und sahen nebeneinander stehend, zum Fenster hinaus. Dabei hörten sie das leise Knistern und Kaufschens der Seide hinter ihrem Rücken, das Wundern der Frauen und die halbblaue Erörterung zwischen Eva und der Direktrice.

„Das muß man

der Eva lassen,“ bemerkte der Vater leise, „sie findet sich schnell in die Sach'. Dem Weibsbild hat sie schon imponiert. Wie s' kommen is, war s' hinter der Ladenmamfellenhöflichkeit ganz gehörig frech. Jetzt is s' schon ganz kleinlaut. Hör nur, Karl, wie das geht: Gnädiges Fräulein vorn, gnädiges Fräulein hinten.“

Der Sohn atmete tief auf. „Ich finde das Ganze empörend,“ stieß er heraus.

(Fortsetzung folgt.)



Bruno Menck †. (S. 196)  
Nach einer Photographie von  
F. Wunder Sohn in Hannover.



## Illustrierte Rundschau.

Vor fünfundsiebzig Jahren, am 5. Juni 1826, ist einer der größten deutschen Tondichter, **Karl Maria v. Weber**, in London aus dem Leben geschieden. Er war am 18. Dezember 1786 zu Eutin in Holstein geboren. Am 14. März 1821 ging „Brescia“ und am 18. Juni desselben Jahres sein Meisterwerk „Der Freischütz“ zum erstenmal in Szene. Am 25. Oktober 1823 folgten die für Wien komponierte „Coryanthe“ und am 12. April 1826 zu London „Oberon“. Weber ist der vornehmste Repräsentant der deutschen romantischen Oper; er hat aber auch auf den Gebieten des Liedes und der Klavierkomposition Werke von bleibendem Werte geschaffen. — Die kürzlich eröffnete **Internationale Ausstellung in Glasgow** ist die größte Ausstellung, die Großbritannien je gehabt hat, obwohl viele Länder — namentlich Deutschland — gar nicht vertreten sind. Das **Hauptgebäude** mit seiner riesigen vergoldeten Kuppel wirkt ungemein imposant. Es ist das Werk des Glasgower Architekten James Miller, der dafür den spanischen Stil gewählt hat. Die große Kuppel und die vier Ecktürmchen erinnern an maurische Vorbilder; die Säulentapitole und Ornamente sind Schöpfungen der spanischen Spätrenaissance. — Der neuerdings als geschickter Guerillaführer neben De Wet vielgenannte **Burenkommandant Kruizinger** ist etwa 35 Jahre alt, spricht gutes Englisch und ist gebildet. Von Beruf ist er Farmer. Kruizinger ist ein Mann von untersehter Statur, trägt einen Vollbart und spricht mit ungewöhnlich lauter Stimme. In der ganzen äußeren Erscheinung ist er ein Gentleman. Die unter ihm stehenden Buren scheinen ihn sehr gern zu haben, und seine in bestimmter Weise erteilten Befehle werden schnell und pünktlich befolgt. — Der junge deutsche Forschungsreisende **Bruno Mencke** ist auf der zur Gruppe des Bismarckarchipels im Stillen Ozean gehörigen Insel St. Matthias ermordet worden. Mencke war der Sohn eines ehebem in Braunschweig ansässig gewesenen Großindustriellen; er hatte seine für Tiefseeforschungen ausgerüstete Expedition im Sommer des vorigen Jahres auf einer vom Fürsten von Monaco gekauften Dampfjacht angetreten.

### Das Tell-Denkmal in Altdorf.

(Mit Bild.)

Zu Altdorf oberhalb des Bierwaldstättersees, wohin die Ueberlieferung die Scene vor Geklers Hut und Tells Apfelschuß verlegt, erhebt sich das schöne Tell-Denkmal des Solothurner Bildhauers Richard Kipfling, von dem wir obenstehend eine Ansicht bringen. An dem dortigen Rathausplatze steht ein angeblich noch aus der Longobardenzeit stammender Turm; vor diesem stand noch 1567 die ehrwürdige Linde, unter die Tells Knabe zum Apfelschuß gestellt worden sein soll, und die man später durch einen Brunnen er-

setzt hat. An der Nordwestseite jenes Turmes hat das Denkmal seinen Platz gefunden. Kipflings Tell ist ein echter Sohn der Berge, sein kleiner eine anmutende Kindergestalt, vertrauend zum Vater aufblickend, der schützend seine starke Hand um den Nacken des Sohnes legt. Die Gruppe hat eine Höhe von 3,7 Meter, das Postament mit einem den Apfelschuß darstellenden Bronzerelief eine solche von 4,3 Meter.

### Anzünden eines Sonnwendfeuers auf der Martinswand bei Innsbruck.

(Mit Bild auf Seite 197.)

Fast überall flammen in den deutschen Bergen zu Johanni die Sonnwendfeuer auf. Die kühnen



Das Tell-Denkmal in Altdorf.

Bursche in den Alpenthälern wetteifern, ihre Feuer an schwer ersteigbaren Felswänden und Vorsprüngen anzubringen, und es ist kein geringer Stolz, die anderen darin zu übertrumpfen. Unser Bild auf S. 197 stellt das Anzünden eines Sonnwendfeuers auf der Martinswand bei Innsbruck nach der Schilderung des betreffenden Burschen dar. Der Verwegene war von oben her in die zerklüftete Wand geklettert, hatte sich an einem Seil bis auf einen überhängenden Felsvorsprung herabgelassen, wo ein aus Steden und Reigig zusammengesetztes Adlernest war, und dieses angezündet, nachdem er es mit Petroleum übergoßen. Dann war er schleunigst am Seil wieder hinaufgeklettert. In jedem Jahre ist man in Innsbruck gespannt, ob heuer auch wieder an der durch die Legende vom Kaiser Max bekannten, sentrecht zum Zin abstürzenden Martinswand ein Sonnwendfeuer brennen wird, und niemals wird diese Erwartung getäuscht.

### Das Drama von Silverton.

Erzählung aus dem deutsch-amerikanischen Schauspielerleben.

Von Harry Sheff.

(Nachdruck verboten.)

„Das war eine verzweifelte Lage, in der wir uns im Frühling 1869 befanden.“

Mit diesen Worten begann unser „Papa Kosi“, der früher als Schauspieler und Sänger die ganzen Vereinigten Staaten durchzogen, sich jetzt aber seit langem behaglich in Baltimore niedergelassen hatte und dort eine besonders von Deutschen gern besuchte Bierwirtschaft betrieb, eine seiner interessanten Erzählungen, welche seine Stammgäste bis spät in die Nacht hinein um ihn versammelten.

„Ja, eine verzweifelte Lage, denn da saßen wir in Chicago fest, fast ohne einen Cent in der Tasche und ohne Aussicht, durch Theatervorstellungen unser Leben fristen zu können. Wie es so oft den deutschen Schauspielern ergeht — ein Betrüger hatte uns ins Unglück gestürzt. Joseph Fleischer hieß der Kerl. Er hatte bisher ein kleines Weingeschäft betrieben, bis er plötzlich den Beruf zum Theaterdirektor in sich fühlte. Elegante Manieren und eine gewisse Ueberredungsgabe besaß er, und so gelang es ihm, ein stattliches Bühnenhaus zu pachten und gute Schauspieler zu engagieren. Dann ergingen die Einladungen zum Abonnement, und als die zahlreichen Deutschen sahen, daß Fleischer wirklich eine leistungsfähige Truppe beisammen hatte, zögerten sie nicht. Binnen wenigen Tagen hatte Fleischer nahezu zehntausend Dollars an Abonnementgeldern vereinnahmt. Damit verschwand er bei Nacht und Nebel, ohne auch nur eine einzige

Vorstellung gegeben zu haben.

Na, ihr könnt euch den Sturm der Enttäuschung denken, der jetzt hereinbrach. Jedes deutsche Theaterunternehmen war auf Jahre hinaus lahmgelegt, die Deutschen schämten sich vor ihren amerikanischen Mitbürgern und wollten vom Theater nichts mehr hören und sehen.

Wir armen Schauspieler mußten darunter natürlich am meisten leiden; die Gesellschaft löste sich sofort auf; einigen Glücklichen gelang es, anderweitig Unterkommen zu finden, vier von den ersten Mitgliefern aber beschloßen zu bleiben, fest zusammenzuhalten und durch Konzerte und Vorträge in Vereinen sich den Winter durchzukämpfen. Es war unsere erste Soubrette Agnes Dovenius, eine schöne, begabte junge Dame; der kleine, hübsche Operettentenor Hans Busch; Raphael Granow, ein dunkelhaariger langmähniger Pianist, und ich. Wir über-





Anzünden eines Sonnwendfeuers auf der Martinswand bei Innsbruck. (S. 196)



winterten also in Chicago, froren, hungerten zuweilen und standen, als die lauen Frühlingklüfte den Michigansee leise bewegten, ohne Geld, ohne Aussicht, ohne Plan da.

So saßen der kleine Busch und ich eines Morgens bei unserem frugalen Frühstück und berieten gerade darüber, ob wir das gelobte Land des Dollars nicht lieber verlassen und uns auf einem sogenannten Ochsenstall durch Füttern und Beaufsichtigen des Rindviehs nach Europa hinüberarbeiten sollten, als plötzlich die Thür aufgerissen wurde, und Freund Granzow hereinstürmte. Seine dunkle Mähne umflatterte noch stolzer als sonst das blasse Antlitz, und die dunklen Augen glänzten.

„Hier!“ Das war alles, was der Pianist in seiner Erregung hervorstoßen konnte, während seine langen Finger eine Anzahl Dollarnoten vor uns auf dem Tisch ausbreiteten.

Der kleine Busch war einer Ohnmacht nahe; der Anblick dieses Kapitals — wir hatten schnell überblickt, daß eine Summe von hundert Dollars vor uns lag — überwältigte ihn. Auch ich schaute voll Erwartung den Klaviermenschen an, der sich an unserm Erstaunen weidete.

Dann aber rief er: „Mein Alter hat mir das Geld geschickt mit der Aufforderung, in seine Arme zurückzukehren und als reuiger Sohn der Musik zu entsagen und mich in seinem Schuhbazar nützlich zu machen. Aber Raphael Granzow ist nicht der Mann, seine Freunde im Stich zu lassen. Jungens, diese hundert Dollars sollen uns herausreißen und, wenn ihr meinen Rat befolgt, zu reichen Leuten machen.“

„Ich befolge deinen Rat,“ versicherte der kleine Tenor. „Heraus mit der Sprache, was sollen wir thun?“

Granzow zog statt einer Antwort mehrere Zeitungsblätter hervor und handigte sie uns ein. Es waren verschiedene Nummern des „Denver Morning Journal“. „Lest!“ rief der Klavierspieler. „Lest, und ihr werdet selbst einsehen, daß es für uns nur einen richtigen Weg giebt. Der führt nach Colorado!“

„Nach Colorado,“ schrie Busch, „wo man jetzt das Silber findet wie Sand am Meer? Famos, ganz famos!“

Aber ich schüttelte den Kopf und versicherte, daß ich mich unter keiner Bedingung auf Silbergraben einlassen würde. Das sei das letzte, was ein deutscher Komiker beginnen könne. Doch Granzow unterbrach mich.

„Wer spricht denn davon, daß wir Silbergraben wollen, nein, wir wollen das gegrabene Silber anderen abnehmen. Kinder, seid vernünftig, stoßt euer Glück nicht mit Füßen fort. In Colorado und Neumexiko ist jetzt der Teufel los, man findet täglich neue Silbergruben; Hunderttausende strömen hin; und diese Leute, welche den Tag über schwer arbeiten, werden uns dankbar sein, wenn wir ihnen die Abende durch Gesang und Spiel und allerlei Kurzweil verschönern. Dieses Geld hier bringt uns drei samt unserer Primadonna, der netten Dovenius, nach dem Lande des weißen Metalls und —“

„Hallo, nicht so schnell!“ mahnte ich. „Was uns drei betrifft, so sind wir einig darüber, daß wir die deutsche Kunst bis auf die höchsten Gipfel der Rocky Mountains tragen wollen; schlechter wie hier kann es am Ende da auch nicht sein. Aber ich glaube nicht, daß die Dovenius sich auf diese abenteuerliche Fahrt einlassen wird.“

„Und ohne sie wäre das Unternehmen barer Unsinn, sie ist unser Star, unsere Zugkraft, unser Magnet.“

„Natürlich muß sie mit!“ rief der kleine Busch. „Ich gehe sofort zu ihr!“

In diesem Augenblick pochte es an die Thür, und die Dovenius trat mit frischem,

kameradschaftlichem Gruße ein. Agnes war, wie fast immer im Privatleben, dunkel gekleidet; ihre Erscheinung war anmutig, mädchenhaft, lieblich und doch nicht ohne eine gewisse Würde. Ihr höchster körperlicher Schmuck war eine Fülle glänzender, goldblonder Haare, auf denen steter Sonnenschein zu ruhen schien.

Sie reichte uns die Hände und erfuhr dann von mir unser neuestes Projekt. Wie groß war unser freudiges Erstaunen, als sie, sobald ich meinen Vortrag beendet hatte, ausrief: „Ich bin dabei. Ohnedies kam ich gerade, um euch mitzuteilen, daß ich in Chicago nicht länger bleiben kann — bleiben will, wollte ich sagen. Ich vertraue mich euch an, weiß ja, daß ihr gute Jungen seid. Also wann treten wir unsere Reise an?“

„Morgen!“ schrien Busch und Granzow wie aus einem Munde.

„Das ist zu spät,“ unterbrach sie Agnes; „können wir nicht schon heute abend fort?“

„Natürlich, wenn's sein muß in einer Stunde!“ sagte ich.

Und am Abend dieses Tages befanden wir uns wirklich bereits unterwegs nach dem Lande, von dessen märchenhaften Schätzen damals die ganze Welt zu sprechen begann — nach Colorado.

Da waren wir denn mitten drin im Silberlande, hatten es fast bis zur Südgrenze durchkreuzt, waren beinahe bis Neumexiko gekommen und befanden uns jetzt in Silverton, einem wie so viele andere über Nacht entstandenen Flecken, dessen achtzig bis hundert Holzbuden den stolzen Namen einer Stadt für sich in Anspruch nahmen. Vergigge Wildnis umgab diese Niederlassungen abenteuerlicher Existenzen, Menschen, welche auf allen Meeren des Lebens schon Schiffbruch gelitten hatten und nun hier noch einmal das Glück versuchen wollten.

In Silverton ging's lustig zu. Hier wurde das schwer und gefahrvoll erworbene Geld verjubelt, vertrunken, verspielt, vergeudet; jedes dritte Haus war eine Kneipe oder eine Spielhölle, und die Preise der Lebensmittel oder irgend einer Mißverwaltung waren ins Unglaubliche gestiegen. Abenteurer achten das Geld nicht; hat ihnen das Glück gelächelt, so wollen sie ihr Dasein genießen und hoffen, daß der nächste Tag ihnen einen noch günstigeren Fund bringen werde.

Silverton war also gerade der Platz, den wir brauchten. Mit dem Erfolg unserer Reise waren wir bis dahin recht zufrieden gewesen. Ueberall, wohin wir kamen und unseren Thespiskarren rasten ließen, hatte man uns mit offenen Armen empfangen, und wenn wir sangen und spielten, wollten der Jubel und der Beifall kaum enden. Auch was die finanzielle Seite des Unternehmens anlangte, hatten wir Ursache, unseren kühnen Entschluß zu segnen. Wir hatten jeder schon ein hübsches Stämmchen erspart, als wir in Silverton anlangten. Ja, das waren Zeiten, wie sie ein deutscher Schauspieler selten erlebt.

Dem Teufelsmädel, der Agnes, hatten wir zum großen Teile unseren Erfolg zu danken. Die verdrehte mit ihrem lächelnden Gesicht und ihren lustigen Liedern dem ganzen Mannsvolk die Köpfe. Vor dem Eheivatwerden mußten wir unsere Agnes zu wiederholtenmalen förmlich mit Gewalt schützen; sie wurde mit ehrlich gemeinten Anträgen förmlich verfolgt, und einigemal hätte sie durch ein einziges „Ja“ eine reiche Frau werden können, da es sich um die Werbungen von Besitzern ergiebiger Bechen handelte.

Sie aber wies alle Freier ab und zog mit uns weiter, auf unserm Ochsenwagen thronend, den wir uns in Denver, wo die neuerbaute Eisenbahn aufhörte, angeschafft hatten, und welcher von Granzow mit unnachahmlicher

Würde gelenkt wurde, während der kleine Busch die ehrenvolle Aufgabe hatte, die Räder, sobald sie in eine Erdfurche geraten oder in weichen Boden eingesunken waren, wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Gegenwärtig durften unsere Deckslein in einem Stall zu Silverton der Ruhe pflegen, indessen ihre Besitzer in einem anderen Stall den Altar Thalias aufschlugen. Viel mehr als ein geräumiger Stall war die Holzbude nicht, in der wir hier unsere Künste zeigen wollten, ein langgestreckter, aus Brettern errichteter Schuppen, den man erbaut hatte, um hier und da eine Versammlung abzuhalten, wenn diese der Witterung wegen nicht unter freiem Himmel stattfinden konnte. Nun, wir waren an Luxus in dieser Beziehung nicht gewöhnt; eine Bühne war schnell zusammengeschlagen, der rote, von Busch mit allerlei graufig anzusehenden Göttern und Angeheuern bemalte Leinwandlappen, den wir als Vorhang mit uns führten, wurde befestigt, und nun konnte es losgehen.

Am zweiten Abend wurden unsere kühnsten Erwartungen übertroffen. Kopf an Kopf standen die wilden, härtigen Männer, ließen sich geduldig drängen, stoßen und schieben, dieselben heißblütigen Menschen, die sonst bei der ersten ihnen durch einen Fremden zugefügten beleidigenden Berührung den Revolver zu gebrauchen pflegen. Kein Fuß breit Raum war mehr vorhanden, als der Vorhang sich hob, und eine Anzahl Schaulustiger, für welche der Saal keinen Platz mehr hatte, thronte sogar oben auf den Querbalken, welche die Decke stützten. Die Eingangsthür war weit offen geblieben, draußen auf dem freien Platz standen noch viele; sie versuchten wenigstens zu hören, da sie nicht auf die Bühne sehen konnten; die meisten von ihnen waren auch so nobel gewesen, ihr Eintrittsgeld trotz ihres fraglichen Platzes zu bezahlen, eine Freigebigkeit, die ich wahrhaftig nur in der Wildnis gefunden habe.

Die Aufführung selbst verlief, vom Standpunkt unseres Publikums aus betrachtet, glänzend. Wir hatten unsere Nummern dem Geschmack unserer Hörer angepaßt, fangen sowohl deutsch wie englisch, ja sogar in einer spanischen Romanze versuchte sich der kleine Busch, was die anwesenden Spanier zu einem wahren Beifallssturm begeisterte. Doch unsere Agnes übertraf uns alle, und es wurden ihr von den Söhnen der Berge Huldigungen von einer Ursprünglichkeit dargebracht, deren sich wohl selten eine Künstlerin rühmen kann. Sie sang und spielte und tanzte aber auch zu reizend, und die Liebllichkeit, die Anmut ihrer Erscheinung hätte wohl auch andere Männer als diese halb-wilden, leicht erregbaren, abenteuerlichen Gesellen bestricken können.

Mir freilich war es schon während des ganzen Abends aufgefallen, daß Agnes heute ein ganz eigentümliches Wesen an den Tag legte; sie war zerstreut, niedergeschlagen und doch während des Spiels von einer Lustigkeit und einem Feuer, als wollte sie in der Komödie, in dem Gesang etwas vergessen, das sie bedrückte, ihr sogar Thränen entlockte, sobald sie sich unbeobachtet glaubte. Was mochte ihr nur widerfahren sein, was bereitete ihr Schmerz? Sollte der Brief damit zusammenhängen, den ihr kurz vor der Vorstellung ein zerlumpter Negerjunge eingehändigt, den sie erblickend gelesen und dann schnell verborgen hatte? Der Bursche hatte sich blitzschnell wieder auf den Weg gemacht und war später, als Agnes nach ihm fragte, nicht mehr aufzufinden gewesen. Mich machte dies Wesen besorgt, und ich beschloß, den anderen zwar nichts über meine Wahrnehmungen mitzuteilen, doch ein machsames Auge auf sie zu haben.



Die Vorstellung neigte sich ihrem Ende zu, ein kleines deutsches Liederspiel „Beckers Geschichte“, damals seiner lieblichen Melodien wegen viel gegeben, bildete den Schluß.

Agnes, als junge von der Hochzeit kommende Frau ganz in Weiß bräutlich gekleidet, von dem feinen Schleier umwallt, den Myrtenkranz in den goldig schimmernden Locken, stimmte gemeinsam mit Busch das Finale an, die Wiederholung eines voraufgegangenen träumerischen Liedes. Und tiefes Schweigen in dem menschenerfüllten Raum, als sie mit zarter, inniger Stimme den Abschiedsgruß sang:

„Es zwitschern in den Zweigen  
Ihr Lied die Vögelin,  
Die Blum' und Blüten neigen  
Das Haupt im Mondenschein.  
Es flüstern die Cypressen  
Ein seliges Vergessen,  
Nur Schöpfers Auge wacht.  
Gute Nacht — gute Nacht!“

Und dahinschmelzend durchzog ihr „Gute Nacht“ das Haus. Noch zitterte der letzte Ton auf ihren Rippen, da krachte von der Eingangstür her ein Schuß, über die Köpfe der andächtig laufschenden Menge pfliff die Kugel hinweg, und im gleichen Augenblick brach Agnes zusammen. Ein unbeschreiblicher Aufruhr folgte dieser heimtückischen That.

In einem gellenden, ohrenzerreißenden Wutschrei machte sich die Entrüstung der Menge Luft; ein wildes Durcheinander entstand, Revolver, Dolche, Messer blitzten in nervigen Fäusten; alles drängte dem Ausgang zu, woher der verhängnisvolle Schuß gekommen war. Es war höchst charakteristisch für die Gemüthsart unserer Publikums, daß es das Opfer der schrecklichen Katastrophe ganz vergessen zu haben schien, und daß all diese Menschen nur von dem einen Gedanken geleitet waren, sich an der Verfolgung des Mörders zu beteiligen und dem mit einiger Gewißheit in Aussicht stehenden Lynchgericht beizuwohnen.

Aber so plötzlich, so unvermittelt, so überraschend war das nichtswürdige Attentat vor sich gegangen, daß selbst die, welche in unmittelbarer Nähe des Schießenden gestanden hatten, kaum anzugeben wußten, wie der Mann eigentlich ausgesehen. Ein hagerer, noch junger Mann in der Kleidung eines Silbergräbers war es nach den Aussagen einiger Zeugen gewesen; sein braunes Haar und der Bart, wie sein ganzes ziemlich verwildertes Aussehen hätten darauf schließen lassen, daß er längere Zeit in den Bergen gelebt haben müsse, ohne nach Silverton gekommen zu sein. Raum hatte er den Schuß abgegeben, als er mit gewaltigen Stößen sich Platz durch die überraschte Menge bahnte. Niemand wußte ja im ersten Augenblick, was vorgegangen sei, niemand konnte sich über das Gebahren des wütend um sich schlagenden Mannes Rechenschaft ablegen, und so war es dem Mörder gelungen, das Freie zu gewinnen und einen Baum zu erreichen, an welchem sein kleines mexikanisches Pferd stand. Ehe seine Verfolger ihn erreicht hatten, saß er auf dem Rücken seines Tieres und sprengte davon, den Revolver in der Hand, bereit, jeden, der sich ihm entgegenwerfen würde, niederzuschießen.

Eine wilde Jagd begann — eine Jagd auf Leben und Tod! —

Agnes war nicht tot, aber ziemlich schwer verwundet. Der Sheriff von Silverton, ein alter, aber ungemein rüstiger Amerikaner, hatte sie in sein eigenes Haus bringen lassen und sie der Pflege seines Weibes empfohlen. Dann aber hatte sich Mr. Jefferson, das war der Name des braven Mannes, mit einer ausgewählten Schar Männer zur Verfolgung des Thäters aufgemacht, da es diesem wirklich gelungen war, der wütenden Volksmenge zu ent-

gehen und sich in die Berge zu flüchten. Er ging, und ich blieb mit der Leidenden, welche in fieberhaftem Schlummer lag, allein.

Die Morgensonne sandte ihre ersten Strahlen in das Krankenzimmer, als Agnes, aus dem Schlummer erwacht, plötzlich, so gut es ihre Schwäche erlaubte, sich aufrichtete und meinen Namen rief.

„Lieber Freund,“ sagte sie leise, „ich fühle, ich werde sterben — nein, nein, geben Sie sich keine Mühe, ich fühle es, man wird mich hier begraben.“

„Aber beste, liebste Agnes, der Arzt versichert, daß die Wunde —“

„Die Wunde?“ rief sie wehmütig. „Ich werde vielleicht auch nicht an dieser Wunde zu Grunde gehen, doch an einer anderen, welche — ach, ich leide schon so lange, so schwer, so unsagbar schwer an dieser anderen Wunde. Und nun hören Sie, Freund, Sie sollen, Sie müssen alles wissen, es könnte ja doch sein, daß ich recht behalte, und der Doktor unrecht. — Ich kenne den Mann, der mich erschießen wollte.“

„Sie kennen ihn?“ rief ich voll Erstaunen.

„Den elenden Mörder!“

„Still, nennen Sie ihn nicht so,“ unterbrach sie mich hastig. „Er ist kein Mörder, dieser Mann — er ist — er ist ein Rächer!“

Und es war eine traurige Geschichte, welche ich jetzt erzählte. Agnes Dovenius war mehrere Jahre zuvor als Sängerin an einem Münchener Theater engagiert gewesen. Ihre Jugend, ihre frische Schönheit, ihr Talent erwarben ihr Verehrer und Freunde in Menge. Agnes aber begünstigte nur einen einzigen. Es war der junge Gerhard v. B., ein schöner und lebenswürdiger Mann, Offizier und Sohn eines reichen Grundbesizers.

Agnes war jung, sie wollte das Leben genießen; der Baron versagte ihr keinen Wunsch, auch wenn dessen Erfüllung noch so kostspielig war. Gerhards Schulden wuchsen zu gefährlicher Höhe an. Sein Vater bezahlte für ihn zu wiederholtenmalen, dann, als alle seine Warnungen vergeblich waren, zog er sich von seinem verblendeten Sohne zurück und überließ ihn seinem Schicksal, von welchem Gerhard auch erschreckend schnell ereilt wurde. Er mußte seinen Abschied nehmen; seine Freunde zogen sich von ihm zurück; er hatte sie fast ohne Ausnahme durch Gefälligkeitsaccepte in Mitleidenschaft gezogen. Schließlich traf ihn der härteste Schlag: Agnes, für die er alles geopfert hatte, verließ ihn. Sie wollte mit Gerhard endgültig brechen, wollte ein Meer zwischen ihn und sich bringen, damit er sie vergessen solle.

Doch sie hatte seine alle Hindernisse überwindende Leidenschaft nicht in ihre Rechnung hineingezogen. Drei Monate, nachdem Agnes den amerikanischen Boden betreten hatte, stand Gerhard ihr eines Tages gegenüber; er hatte ihren Aufenthalt ermittelt und war ihr gefolgt. Und hier, wo es Standes- und Klassenrückfichten nicht giebt, bot Gerhard der Geliebten seines Herzens seine Hand an.

Agnes weigerte sich, ihn zu heiraten; sie sagte ihm, daß sie nicht den Mut habe, alle Entbehrungen und Sorgen zu tragen, welche die Ehe mit einem mittellosen Manne, der überdies durch seine bisherige Lebensweise und den Mangel an praktischen Kenntnissen für Amerika ganz ungeeignet sei, mit sich bringen müsse. Gerhard erinnerte sie an die zahllosen Opfer, die er ihr gebracht, vergeblich — Agnes blieb fest. Da erfaßte den Unglücklichen die Verzweiflung, er schwor, daß er sie töten werde, sie, die sein Leben zerstört, seine Jugend vergiftet habe, und nun, wo er allein stehe, ihn schände im Stich lasse.

Noch einmal hatte er sie dann angeschaut mit einem Blick, in welchem Liebe und Haß, Sehnsucht und Verachtung sich mischten, und dann war er fortgestürzt, ohne auf Agnes reue-

volle Bitten zu achten, mit denen sie ihn nun zurückzuhalten suchte. Von da an blieb Gerhard für sie verschollen.

„Und nun sehen Sie wohl selbst ein, daß es für mich das beste wäre, es ginge schnell zu Ende,“ schloß Agnes mit thränenerfüllter Stimme ihr Bekenntnis. „Ich habe einen braven Mann ins Verderben gestürzt und unter der Maske erlogener Ruhe und Sorglosigkeit seitdem schwer gelitten. Vorn hätte ich gut gemacht, was ich an ihm verbrochen habe, ich — o sagen Sie ihm, wenn ich es nicht mehr vermag, ich — was ist das — hören Sie doch — diese Stimmen —“

Von einer bangen Ahnung erfaßt, eilte ich an das Fenster und öffnete den Laden. Tageshelle flutete mir entgegen.

Ein bewegtes Bild, großartig und furchtbar zugleich, zeigte sich mir. Der Platz vor dem Hause des Sheriffs war von einer hundertköpfigen Menge bedeckt. Schreiend, fluchend, johlend eilten sie durcheinander, und jeder bemühte sich, möglichst nahe an einen Baum heranzukommen, der sich in der Mitte des Platzes auf einer Anhöhe befand.

Unter den weit ausgebreiteten Nesten der Steineiche stand ein stattlicher schlanker Mann. Seine Kleider hingen in Stücken an ihm herab, Blut rieselte über sein blaßes Gesicht hinab in seinen kastanienbraunen Vollbart, und auch die mit Stricken gefesselten Hände wiesen Spuren von Mißhandlungen auf. Das wütende Volk hatte den Thäter hierher geschleift, um vor dem Hause, in welchem sein Opfer — wie sie wähten — sterbend lag, eine schnelle Lynchjustiz an ihm zu vollziehen.

Schon waren zwei Männer auf den Baum geklettert und hatten den mit einer Schlinge versehenen Strick herabgelassen. Alles ging blitzschnell, ohne jede überflüssige Verständigung — es war eine wohlinstudierte, hier oft gegebene Vorstellung, die keiner weiteren Besprechung und Probe bedurfte. Die Zuschauer brüllten den Vollstreckern dieses Volksgerichts Beifall zu; es war ein Lärm, in dem sich niemand Geltung verschaffen konnte. Auch Sheriff Jefferson versuchte es vergebens; ich sah, wie er sich zu dem Unglücklichen Bahn brechen wollte, wie er drohend gegen dieses Lynchgericht protestierte, aber man überschrie ihn und drängte ihn zurück.

Alles befand sich in höchster Erregung, nur das unglückliche Opfer der Volkswut selbst schien ruhig. Er hatte die Augen wie in tiefster Ermüdung geschlossen; kein Zittern überließ seine Gestalt, als jetzt die Schlinge über sein Haupt gezogen werden sollte.

„Sie hängen ihn!“ schrien mehrere Stimmen hinter mir, und Busch, Granzow, der Arzt und Frau Jefferson stürzten in das Zimmer. Ich schrie, ich winkte, ich rief den Nächststehenden zu, daß man ein unseliges Verbrechen begehe, wenn man den Mann töte — ungehört verhallten meine Rufe.

Da wurde ich zur Seite gedrängt; ich sah eine weiße Gestalt neben mir, ein Antlitz zwischen goldblonden, lang herabwallenden Flechten, aus dem jeder Blutstropfen gewichen war.

„Agnes,“ rief ich bewegt, „Sie töten sich!“

„Aber — er — wird — leben!“ entrang es sich ihrer verwundeten Brust. „Lassen Sie mich — fort — ich will — Leute, hört mich — ah, sie — haben mich gesehen — erkannt!“

Wie mit einem Zauberschlage veränderte sich unten die Scene. Ein halblautes Murren flog durch die Menge, ein Flüstern, dann blickten die Männer wie versteinert, sprachlos vor Ueberraschung hinauf zu der weißen Frauengestalt. Auch die Männer, die sich mit dem Verurteilten beschäftigt hatten, hielten im letzten Augenblick der Vollstreckung inne.

„Männer von Silverton,“ rief Agnes mit



äußerster Krastanstrengung, während der Arzt und ich sie stützten, „ich — flehe euch an, laßt ihn frei! Hört — ein Bekenntnis: dieser Mann — hatte ein — er hatte ein — Recht auf mein Leben — seine Kugel — ich habe sie verdient. Ich bin sein treuloses Weib!“

Ein krampfhaftes Zucken überlief ihren Leib, und bewußtlos lag die Unglückliche in meinen Armen. Wir trugen sie behutsam auf ihr Lager.

Unter dem Baum, an den man ihn hatte henken wollen, wusch man jetzt die Wunden des Mannes, und jeder stieß und drängte sich heran, ihm die Hand zu drücken. Er ließ es stumm geschehen.

Acht Wochen waren seit diesen Ereignissen dahingegangen. Warm war die Sommernacht. Der Waldeboden, auf dem Agnes und ich

dahinschritten, strömte balsamische Düste aus. Schweigend schritt sie neben mir, das Haupt tief gesenkt. Sie war genesen. Ihre jugendlich starke Natur hatte den Sieg davongetragen, sie lebte, und doch sollte dieser nächtliche Weg sie erst dem Leben und dem Glücke zurückgeben. Agnes wollte sich die Gewißheit holen, daß er, dem sie so viel Leid angethan, ihr verziehen habe.

Noch hatte sie ihn nicht wiedergesehen. Trotzig war er in seine Berge zurückgekehrt, und als sei nichts vorgefallen, hatte er seine Grube weiter bearbeitet. Jede Annäherung, die man versucht, hatte er mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Jetzt sahen wir seine Holzhütte aus dem Waldesdunkel auftauchen. Agnes gab mir ein Zeichen, zurückzubleiben. Ich lehnte mich an einen Baum und beobachtete scharf jede ihrer Bewegungen. Langsam und zögernd näherte

sie sich der Thür. Sie blieb stehen und preßte die Hände auf das Herz. Sie lauschte. Im Inneren der Hütte alles still. Jetzt pochte sie an die Thür. Nichts! Sie begehrte noch einmal Einlaß. Mehrere Minuten vergingen. Die Thür öffnete sich langsam. Auf der Schwelle stand Gerhard; er machte keine Bewegung, er streckte der Bückenden nicht die Hand entgegen.

Da sah ich, wie die bebende Frauengestalt langsam vor ihm nieder sank, laut schluchzend.

Im nächsten Augenblick hatte sich der Mann nieder gebeugt; mit starken Armen hob er sie empor, und sie wie ein Kind an seiner Brust bettend, trug er die Wiedergefundene, die teuer Erkaufte in sein Haus.

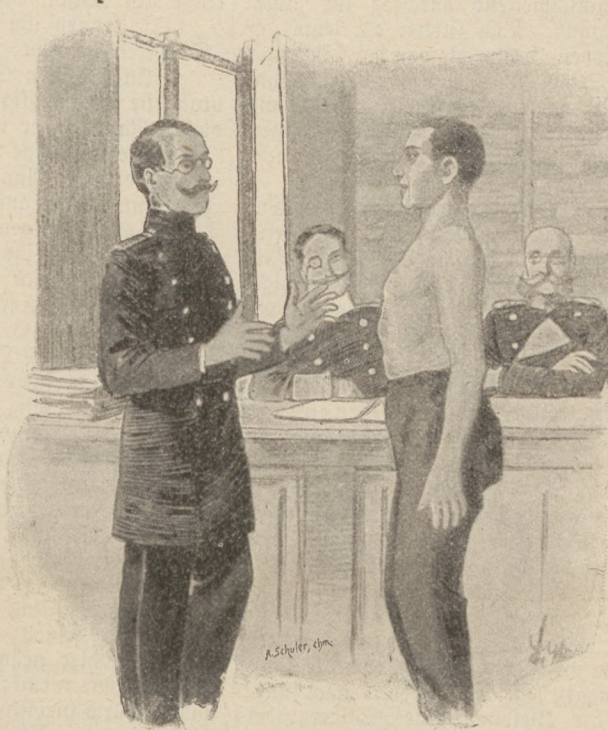
Noch in derselben Nacht wurde der Friedensrichter von Silverton aus dem Schlaf geweckt, um die Trauung zu vollziehen.“

### Humoristisches.

Kinderholz.

Fremder: Bist du die kleine Stiegmüllerin?

Die Kleine (die noch ein kleineres Schwesterchen hat): Nein — die große!



Trost.

Stabsarzt (zu einem Militärpflichtigen, der zur Artillerie ausgehoben ist): Haben Sie sonst etwa ein Leiden?

Soldat: Ich kann das Schießen nicht hören, Herr Stabsarzt.

Stabsarzt: Beruhigen Sie sich; es wird laut genug geschossen werden!

Der Erzähler machte eine Pause und schaute sich um. Wir sahen ihn alle gespannt an.

„Na, und nun wollt ihr doch gewiß hören,“ schloß der alte Kost lächelnd, „was aus den beiden Menschenkindern geworden ist. Zum Glück kann ich eure Neugierde befriedigen. Im Jahre 1893 habe ich sie wiedergesehen, die Weltausstellung in Chicago hatte sie herübergelockt, und sie suchten den alten Freund und Kollegen auf, um ein paar glückliche Tage mit ihm zu verleben. Gerhard hatte sich nicht lange nach seiner Verheiratung mit seinem Vater ausgeföhnt, war mit Agnes nach seiner Heimat zurückgekehrt und ist seit Jahren im unbeschränkten Besitz der väterlichen Güter. Sie erzählten mir, daß Busch und Granzow oft ihre Gäste seien, und daß es den alten Burschen wohl ergehe. Auch mich wollten sie überreden, mit ihnen nach Europa zurückzukehren und meine alten Tage in Ruhe bei ihnen zu beschließen. Aber ich hab' mich gehütet. Einen alten Baum soll man nicht verpflanzen. Ich bleibe hier. Aber hoch soll es leben, das alte Vaterland — und das neue dazu!“

Und die Gläser klangen hell zusammen.

### Bilder-Rätsel „Römische Münze“.



Avers.

Revers.

Die Buchstaben und Zahlen des Reverses der obigen Münze ergeben in richtiger Verbindung mit den auf dem Avers befindlichen Buchstaben ein deutsches Sprichwort.

Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 24:

Was Frauenherzen still erinnern,  
Dagegen giebt es kein Entrinnen.

### Logogrify.

Der Venz deut es uns jedes Jahr,  
Der Nachbar jeden Tag bringt's dar,  
Und oft aus weiten Fernen  
Wird es gelangt; auch dargebracht  
Der Erde wird's bei Tag und Nacht  
Von Sonne, Mond und Sternen.  
So ist es freundlich; aber raubt —  
Verlucht es nur — raubt ihm sein Haupt,  
So wird es auf der Stelle,  
Obgleich es stets vom Lichte stammt,  
Wenn dies als Lohe aufgestammt,  
Ein Gegenjah von Helle.

Auflösung folgt in Nr. 26.

### Anagramm.

Allen Menschen ist es eigen;  
Umgestellt benennt's die Kraft,  
Die nur große Männer zeihen,  
Deren Geist Erhab'nes schafft.

Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Buchstaben-Rätsels in Nr. 24:  
Aberlaß.

**Alle Rechte vorbehalten.**

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.